

## Stimmen gegen den Krieg

Beiträge 231–240

1. Thomas Schafferer: denkt nicht
2. Markus J. Hirsch: die stimme erheben
3. Markus Köhle: Die durch die Hölle gehen
4. Klaus Oberrauner: Draußen kracht und schießt es
5. Nato Ingorokva: Kriegsfrühstück / Сніданок війни
6. Winnie Musil: out of the dark
7. Christa Zettel: Flieg, kleiner Schmetterling, flieg
8. Markus Jäger: Krisen und Erinnerungen
9. Alexander Legniti: Falscher Schlag
10. Milena M. Flasar: Ferngespräch

Thomas Schafferer: **denkt nicht**

denkt nicht an krieg  
als mittel um eure ziele zu verwirklichen

denkt nicht an gewalt  
als mittel um eure pläne durchzusetzen

denkt nicht an terror  
als mittel um eure ideen zu vermitteln

denkt nicht an geld  
als mittel um eure welt zu beherrschen

doch denkt an liebe  
als mittel um eure gedanken zu besiegen

Markus J. Hirsch: **die stimme erheben**

den blick senken  
den kragen hochschlagen  
den mantel enger um sich ziehen

herumirren  
stolpern  
niederfallen

auf dem boden liegen  
schmerz fühlen  
gebrochen sein

die stimme verlieren

atmen  
den kopf heben  
die augen aufschlagen

sich aufstützen  
aufstehen  
die schultern straffen

dem wind trotzen  
dem hass die stirn bieten  
die geballten fäuste öffnen

die stimme erheben

und laut aufschreien

NIE WIEDER KRIEG

Markus Köhle: **Die durch die Hölle gehen**

Nastia auf der Flucht  
Nazar auf der Flucht  
Mutter auf der Flucht  
Paul – Ein Alien auf der Flucht  
Madagascar 3: Flucht durch Europa  
Flucht in Europa  
Flucht aus der Hölle  
Flucht ins Ungewisse  
Mein Leben auf der Flucht  
Catch me if you can  
Fluchtpläne  
Fluchtrouten  
Fluchthilfe  
Auch spenden hilft  
Der Fluch der Karibik  
Der Fluch des Kriegs  
Der Fluch der Asylpolitik  
Apocalypse Now  
Das Leben ist kein Film  
Drum handeln  
Jetzt!

Klaus Oberrauner: **Draußen kracht und schießt es**

Nur. Kurz. Nichts Unerwartetes passiert. Habe Kopfschmerzen. Weiß nicht warum. Laut vielen gäbe es nichts Neues auf der Welt. Warte. Es klopft. Weiß nicht, ob ich öffnen soll.

Habe Kopfschmerzen. Dummheit ist so allgegenwärtig. Lasse die Tür. Bin gerade erst nach Hause. Ich suche nach einer Methode, die mir etwas helfen kann, durch die heutige Welt zu navigieren und dann auch ohne einen Dachschaten weiter zu leben.

Dünner Lippen dünne Töne fügen sich der Mode. Einszwodreivier. Der Himmel mag nicht aufgehen. Wollschafgrau. Designiert. Ein Schal von Eigenrot. Komm, tanz mit mir! Einsviereizwomal. Wenn er's denn gut meint. Umwinden wir fädrige Rinnsale. Entkleidete Knöchel lähmen. Wie sie locken. Schnurstracks. Fort. Hinein. Ins Gleiche. Zweidrovierund. Warm und Kalt löst sich wie eins. Weich und nie zurück. Noch ein Zwo und noch und noch ein Vier durchhallt das hohle Bein. Gestern ein Lachen. Komm, tanz mit mir! Ein Fest. Wir schaffen. Wir grausen. Entkennt. Sauerscharf tropft es heraus, aus meinem Leck. Gestern mochte ich nicht deinen Tisch decken. Heute zieren ihn Kerzen. Die Nacht sucht ihre Augen. Der Himmel mag nicht aufgehen. Schafswolfgrau. Resigniert. Ein Schal von Eigenrot. Er steht mir. Komm, tanz mit mir! Einsundvierund um die großen Teller. Du stiehst meinen Hunger. Ein Kreuz ist's. Fleisch ist Fleisch. Die Teller voll. Du schmeißt. Es kracht dein Stampf. Kein Bild habe ich mehr. Du führst gut Einsundzweiund in die Kante. Dünner Lippen dünne Töne durchpfeifen meine Höhle. Was ich war tröpfelt auf den Schal von Eigenrot. So schlatzig. Es schmeckt vertraut. Entmündigtes Gewisssein. Komm, tanz mit mir! Einszwodreivier. Unsere Losung. Die geheime. Die Tischdecke brennt. Ich spitze meine Lippen und tanze voran. Eins. Zwei. Drei. Vier. Das Wachs tropft aus meinem Loch. Der Himmel mag nicht aufgehen. Frischt seine gefallenen Kinder ein. Vier grausige Töne pfeifen. Und fügen sich der Mode. Schnurstracks. Fort. Hinein. Ins Gleiche. Ich kenne dich. Und ich mag dich nicht kennen. Schlussaus.

Wisch Weg. Du hast die Blumen kaputt gemacht. Vom Henkel. Dreimal täglich gekost. Vom Fingerzittern. Gestern. Ich wollte wissen, Oma friert. Rauh. Scharf. Mitten durch die Blüten. Pflatscht der Würfelzucker. Es gab ja sonst nichts. Zwei sind besser. Jetzt. Besser wirst du's nicht mehr haben. Der Löffel mit dem Rosenende tönt gemein. Kurz. Den Rest schluckt der Finger. Durchfurchte Wursthaut. Die ehrlich war. Und klug. Sie blies nicht. Die Blätter waren heiß. Noch immer. Ich schnitt mich. Hinein. Frierst du Oma? Schwirrte. Wie war es? Auch die Wange brennt. Schallte. In die Zukunft. Sie brachte, was ist. Der Finger naschte Marmorkuchenbrösel. Wie er in die Brust fuhr. Tote Herzen sind so weich. Vater unser. Wie Erdbeeren schaut es aus. Schmecken tut's wie Blut. Schau. Bunte Pflaster gibt's. Ein Indianer kennt keinen Schmerz. Es schaut nach Schnee aus. Flocken aus dem Märchenbuch. Ihr Hauch klebt sich an die Scheiben. Wie Hunger. Frierst du? Oma fragte. Den Finger durch das Henkelloch. Es schwappte über. Zwei, drei breite schwarze Bahnen. Nur eilig herab ins Filzrot gesaugt. Ich schaue nach. Meinen Tränen. Der Finger zitterte ein Kreuz. Ein Amen. Ein Lass mir meinen Frieden. Hörst du? Ich lutschte meinen Finger ab. Scherben klingen nicht. Wirklich. Nur kurz. Sind dann weg. Unter dem Deckel. Alles ist sauber. Hast du dir wehgetan? Ich schaute auf. Betreten. Ich schüttelte den Kopf. Oma gab es nie. Die Flocken schauen. Elendes Nachtgewand. Draußen kracht und schießt es. Das alte Jahr ist tot. Glaubten sie.

*„Passende Worte sind echt schwer zu finden, aber sie werden später gefunden. Es ist länger still. Man hört Feuer, man spürt Explosionen, aber sie sind jetzt weit entfernt. Musste heute etwas hin und her laufen und es ist natürlich eine Erfahrung gewesen, die ich noch nicht hatte. Es war laut. Der Lärm ist natürlich dem Kreml zu verdanken. Es ist keine gute Situation. Es ist sehr riskant für alle, aber es ist wie es ist, und es muss beendet werden. Ich denke eher nicht daran durchzuhalten, und zwar nicht in dem Sinne einer sinnlosen Selbstaufopferung. Sondern einfach weiter denken, die Zukunft vorstellen. Die Demonstration der „brüderlichen“ Liebe ist echt überzeugend gewesen in den letzten Tagen. Ärger gibt es*

*wohl, aber Hass ist wohl nicht da. Was ist denn ein Sinn, jemanden zu hassen, der sich selbst hasst? So etwas denke ich über all diese Leute, die auf Schulen für Waisenkinder mit Sehvermögenmängel oder auch auf die Bahnhöfe zielen. In Kiew wurde ein Bahnhof getroffen, wo die Evakuierung läuft. Was soll einer über sich selbst denken, wenn man die Waffen auf diese Weise einsetzt? Eine sehr merkwürdige Stimmung.“ (Sergey, Charkiw, 02.03.2022)*

Nato Ingorokva: **Kriegsfrühstück**

*übersetzt aus dem Georgischen ins Deutsche von Maya Herzog und Katja Wolters*

Kriegsfrühstück

Ich sah einen Mann,

der den Krieg gesehen hatte.

Er hatte ihn gesehen und er sagte:

Ich bin vor dem Tod davongelaufen und hab ihm die Familie überlassen.

Sie saßen beim Frühstück.

Saßen beim Frühstück und

verteilten die Arbeit des Tages untereinander.

Genau da

stürzte der Himmel ein,

riss das Haus mit in den Abgrund und

das karge Frühstück wurde durch ein Geschoss angereichert mit ihrem Blut und Fleisch.

Ich kann nicht mehr reden.

Die Worte, die ich spreche –

das bin nicht ich.

Die Worte hören mir verwundert zu.

Komm nicht zu mir,

frag nicht nach ihnen,

du sollst nicht wissen:

wie ich hinunterschluckte

und verdaute.

Du sollst nicht wissen,

wie ich die Erde aushob,

ins Grab sie legte und

nun meine Einsamkeit beweine.

Erinnere mich nicht daran! –

Das war sein längster, fast endloser Satz –

Schweigen.

*Übersetzt ins Ukrainische von Natalia Trokhym*

**Сніданок війни**

Я бачила чоловіка,

який бачив війну.

Він поглянув на мене й сказав:

– Ти знаєш, я втік від смерті  
а сім'ю їй лишив на поталу,

уяви – вони саме снідали,

за столом  
говорили про всяке,

аж раптом  
розверзлося небо,  
розчахнувся наш дім,  
сліпий снаряд перемішав  
скромний сніданок  
з їхньою плоттю і кров'ю,

і відтоді я – сам не свій,

і слова, що сиплються з вуст, –  
не мої,  
самі себе слухають очманіло.

Тільки ти не приходь до мене  
і про них не розпитуй,  
бо не хочеться, щоб ти знала  
як я це проковтнув,  
як перетравив.  
Не хочу, щоб ти знала,  
як я викопав яму,  
як ховав їх, вгортав у землю,  
і як плачу тепер в самоті ...

Не нагадуй, прошу, не треба! –

Так сказав. А тоді пролунало найдовше,  
безконечне речення –

тиша.

Winnie Musil: **out of the dark**

ewig gestrige Dunkelheit  
flutet die alte Welt  
verströmt Unrecht  
verletzt Freiheit  
verspricht Zweifel  
verdreht Wahrheit  
verstört Liebe

verwelkt Hoffnung  
verspielt Träume

ewig gestrige Dunkelheit  
vergiss die Nacht  
und ergib dich  
dem Sonnenaufgang der neuen Zeit

out of the dark  
into the light

Christa Zettel: **Flieg, kleiner Schmetterling, flieg**

Flieg, kleiner Schmetterling, flieg.  
Wieg Dich in klarer Luft,  
Lass Dich von sanften Winden tragen,  
Tanz über Blütenkaskaden –  
Flieg, Schmetterling, flieg.

Flieg weiter, kleiner Schmetterling, flieg.  
Wieg Dich in giftigen Schwaden.  
Lass Dich von glutheißen Winden tragen,  
Tanz über Leichenkaskaden –  
Flieg, Schmetterling, flieg.

Flieg schneller, kleiner Schmetterling, flieg.  
Weg von dem Licht, das Dir die Sonne verspricht.  
Doch es ist Nacht schon seit Tagen –  
Der Mensch hat den Tag und die Erde erschlagen –  
Flieg, kleiner Schmetterling, flieg...

### **Lied der Wahrheit**

Ich möchte die Wahrheit kennen.  
Bin neugierig wie ein Kind.  
Ich frage und Ihr antwortet –  
Die Wahrheit ist wie der Wind.  
Mal ist sie wie eine Brise.  
Mal brennt sie glühend heiß.  
Mal treibt sie sanft die Wolken,  
Mal peitscht sie den Himmel weiß.

Ihr habt sie ans Kreuz geschlagen  
Und auf Scheiterhaufen verbrannt.  
Ihr mordet in ihrem Namen –  
Die Welt ist am Lügen erkrankt.  
Warum habt Ihr Angst zu erfahren,  
Was Wahrheit, was Lüge ist?

Sie können das Fleisch zwar schlagen.  
Den Geist besiegen sie nicht.

Ich möchte in Wahrheit leben  
Und neugierig wie ein Kind,  
Eure Wahrheiten hinterfragen.  
Denn die Wahrheit ist wie der Wind.  
Mal ist sie wie eine Brise.  
Mal brennt sie glühend heiß.  
Mal treibt sie sanft die Wolken.  
Mal peitscht sie den Himmel weiß.

### Markus Jäger: **Krisen und Erinnerungen**

Unser Erinnerungsvermögen scheint im Angesicht einer Krise besser zu funktionieren als sonst. Wenn wir nicht wissen, wie wir (etwa auch im Angesicht weltpolitischer Bestürzung) mit der Wirklichkeit umgehen sollen, heben sich unsere Erinnerungen plötzlich deutlicher hervor als sonst. Sehen wir auf einmal klarer. Diese Erfahrung macht sich vor allem bemerkbar, wenn eine bedrohliche Fassungslosigkeit um sich greift. Dann versucht sich das eigene Denken der Illusion hinzugeben, dass die Vergangenheit vielleicht einen Anhaltspunkt bieten könnte, um der Fassungslosigkeit doch noch entkommen zu können. Ich komme gerade von einer Demonstration gegen den Krieg nach Hause, wo ich daran erinnert wurde, dass wir nicht „für den Frieden“ zusammenstanden, während wir ein paar bunte Schilder hochhielten. Oder irgendwelche Fahnen. Stofffetzen. Wir taten es nur zu unserer eigenen Beruhigung.

Dabei erinnerte ich mich. Wie ich im November 1989 in unserem Wohnzimmer am Boden saß, mit dem Rücken zu einer alten bäuerlichen Kredenz. Wir sahen fern. Ich blickte mit jener Neugier eines 13-jährigen zu unserem großen Röhrenfernseher hinüber, die es braucht, um Erwachsene nachzuahmen. Erwachsene sehen täglich Nachrichten. Also wollte ich das auch tun. Ich weiß noch, wie mein Vater am Tisch saß und mit offenem Mund zum Fernseher starrte. Ich sah auf dem Bildschirm Menschen auf einer Mauer tanzen und dachte an Humpty Dumpty in „Alice im Wunderland“, während mein Vater plötzlich mit selten lauter Stimme seine grenzenlose Verblüffung kundtat, dass die Berliner Mauer tatsächlich der Geschichte angehören sollte. Dass der Kalte Krieg zu Ende gehen sollte.

Einige Jahre später begann ich mein Studium der Politikwissenschaft und sollte noch einige Male beigebracht bekommen, dass die Menschheit so etwas wie „das Plateau der Geschichte“ erreicht haben sollte, dass wir mit der Überwindung des Kalten Krieges in eine neue Ära menschlicher Geschichte eintreten würden. Die politischen Ideologien seien plötzlich nicht mehr wichtig. Die Weltordnung würde nur noch von Kulturen geprägt werden. Einiges hat sich diesbezüglich in den letzten 30 Jahren auch bewahrheitet. Nichtsdestotrotz zeigen diese letzten Tage und Wochen, dass wir dabei letzten Endes dennoch nur einer Illusion anheimgefallen sind. Innerhalb weniger Tage fällt in allen Medien, an allen Biertischen, in allen Wohnzimmern dieser Welt immer öfter das Wort „Weltkrieg“. Der Kalte Krieg war nie vorüber. Wir haben ihn nur verdrängt.

Unser Naturell auf unverarbeitete Traumata mit Verdrängung zu reagieren dürfte wohl die Wurzel allen Übels sein. Denn irgendwann explodiert alles, was wir verdrängen. Egal, ob es unsere Erfahrungen während jahrelangem Mobbing in der Schule sind. Egal, ob es um die

homophobe Entwürdigung geht, die der Konservatismus uns Jahr für Jahr ins Gesicht kotzt. Egal, ob es unser Liebeskummer nach einer Trennung ist, über den wir zwanzig Jahre nicht nachdenken wollen. Egal, ob es die Erfahrung eines einzelnen Soldaten ist, der es nie verwinden konnte, dass der Erste Weltkrieg nicht so ausging, wie er sich das vorgestellt hatte. Egal, ob es die Überzeugung eines einzelnen Soldaten ist, dass das Ende der Sowjetunion „die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ sei. Der Kalte Krieg ist nicht zurück. Er war nie fort. Die Vergangenheit ist wieder da. Sie hat die Gegenwart nie gewollt. Wir haben geglaubt gelernt zu haben. Wir sind so unbelehrbar wie wir es immer schon waren.

### Alexander Legniti: **Falscher Schlag**

Es trommelt der Tambour  
im Rhythmus der Kanonen,  
ganz egal ob die Schlacht  
verloren, ob gewonnen.  
Höre niemals auf sein Trommeln,  
weil sein Schlag gelogen ist –  
ganz egal ob nun verloren,  
ob gewonnen,  
weil du stets betrogen bist.

### **Frieden!**

Frieden  
hienieden,  
um dem Leben  
eine Chance zu geben  
und auch der Liebe,  
ohne die man auf der Strecke bliebe.

Milena M. Flasar

### **Ferngespräch**

*frei nachempfunden dem Schicksal von Klaus Mann & seinesgleichen, entstanden im Rahmen von „Im Herzen der Demokratie“, einem Projekt von wenn es soweit ist*

Man kann nicht nach Deutschland zurück.  
Vielleicht nie.  
(Klaus Mann, Tagebücher 1934–1935, 11.1.1935)

1.

Nachts gegen drei, wenn er eingeschlafen ist (der namenlose Matrose), mache ich das Lämpchen an und schaue gerührt auf den schmalen Körper, der nichts zu wissen scheint. Ich beneide ihn um seine Glattheit. Weder verbirgt er etwas, noch gibt er etwas preis. Ganz ohne Geheimnis liegt er da und atmet. Fast noch ein Kind. Er gleicht dem Hotelzimmer, jedem beliebigen, in das ich ihn bestellt habe. Dem Tapetenmuster. Der Topfpflanze. Dem Schild an

der Tür: *Bitte nicht stören*. Seine Beliebigkeit ist mein Zuhause. Fernab der Heimat ist es seine Gleichgültigkeit, mir und meiner Geschichte gegenüber, in der ich mich eingerichtet habe. Ob in Marseille, Ostende oder Lissabon. An allen Orten findet sich ein Bett, in dem ich nachts gegen drei dies kleine Glück empfinde: Wach zu sein neben einem Schlafenden. In einem Zimmer, das sich schon morgen nicht mehr an mich erinnern wird.

2.

Ich bin nicht der Einzige. Wir sind viele. In den Hafenstädten sieht man uns mit staubigen Gesichtern durch die Straßen und Gassen laufen. Wir grüßen uns: *Lang nicht gesehen*. Aus unseren Mündern kommen die Wörter wie Würmer aus trockener Erde gekrochen. Beinahe erschrecken wir voreinander. Derart unpersönlich sind wir geworden. Nicht länger *Klaus* oder *Franz* oder *Hans*, sondern die *Ausgewanderten*. Der eine liest in den Falten des anderen und sieht sich selbst durch die Augen derer, die an ihm vorübergehen. Unsere Wachsamkeit macht uns einander fremd. Ein schneller Kaffee in einem Bistro, wir sprechen über das Unvermeidliche. Den Krieg und wie er sich – vielleicht doch – vermeiden ließe. Beinahe streiten wir. Dann aber halten wir inne. In unserem Schweigen klingt wider, was wir schon gar nicht mehr für wahr gehalten haben. Das Persönliche unseres Schicksals. Wieder grüßen wir uns: *Pass auf dich auf*. Wir sind viele, die ihrer Wege gehen. Man sieht uns mit Zeitungen unter dem Arm, viel zu hastig, die Kais entlangspazieren. Unser Schritt ist nervös, stets bereit, ins Wasser zu springen. Aus den Zeitungen erfahren wir, dass unsere Bücher dem Feuer übergeben wurden. Wir krümmen uns wie unter Flammen und versuchen trotzdem gerade zu stehen. Ein wenig Boden unter den Füßen. Das reicht, um uns dagegen zu stemmen.

3.

Das kleine Glück ist nicht von Dauer. Bald wird es zu dämmern beginnen. Die Ruhlosigkeit, von der ich dachte, mich loskaufen zu können, überkommt mich mit der gleichen Langmut, mit der die Erde um die Sonne kreist. Und plötzlich graut mir vor dem Geruch des anderen. Dem Geruch seiner Träume. Das billige Parfüm verdeckt kaum meine eigene Billigkeit. Neben an – die Wände sind dünn – wälzt sich ein Liebespaar im Rausch. Kaum aushaltbar die Schreie, mit denen sie einander über die Entfernung hinweg zurufen. So *weit* ist es von einem zum nächsten. Nein, man kommt nicht aus seiner Haut. Wofür ich bezahlt habe, ist dieses große Unglück: Einsam zu sein neben einem Menschen. In einem Zimmer, das kein Mitleid kennt. Hier will ich sterben. Wenn sich der Vorhang rot verfärbt. Noch ehe er erwacht (der namenlose Matrose), soll mich der allererste Morgen finden.

4.

Ich bin nicht der einzige. Wir sind viele. Man sieht uns spätnachts in den Hotellobbys sitzen und so tun, als ob es uns nichts angehe: Das graue Telefon. Der Einsamkeit unserer jeweiligen Zimmer entflohen, sind wir dennoch froh um seinen Anblick: Wie es glänzt! Wir stellen uns vor, wie es wäre, dorthinein zu gehen, in jene Zelle, und den Hörer von der Gabel zu nehmen. Ein Ferngespräch. An die *Daheimgebliebenen*. Ihre Nummern kennen wir auswendig. In unserem Gedächtnis ist viel Platz. Noch kennen wir die Wiesen, über die wir liefen, die eine Stelle, über die wir gestolpert sind. Die Lieder, Hand in Hand, an einem harmlosen Lagerfeuer. Es riecht nach Sommer. Wir schwören Freundschaft. Treue. Ehrlichkeit. Nichts soll zwischen uns kommen. Unsere Jugend beschützt uns. Sie ist der weite, weite Raum über einem noch weiteren Boden. Jemand ruft *Hoppla! Wir leben!*<sup>i)</sup> Wir rücken enger zusammen. Knie an Knie, unter einem dicht besäten Sternenhimmel. Niemand gibt zu, dass er müde ist. Ob das nicht alles, in jener Zelle, für uns verwahrt worden ist? Unserem Land zum Trotz, welches mit der ihm eigenen Gründlichkeit dafür gesorgt hat, dass uns selbst unsere Vergangenheit nicht mehr gehört. Ein tiefer Graben trennt uns von gestern

und kein Gras wächst dort, wo wir einst gläubig in die Zukunft blickten. Wozu uns was vormachen? Die Leitungen sind gekappt.

5.

Und trotzdem (immer *trotzdem*) lohnt es sich uns zu fragen, wovon wir ihm wohl erzählen würden. Dem Gespenst am anderen Ende. Vielleicht von dem, was uns bevorsteht und uns als dunkle Ahnung noch lange, bevor es eintritt, die Kehlen zuschnürt. Wir ahnen es: Die Stunde der Angst wird zu Tagen und Wochen und Monaten werden. Und wir nehmen vorweg: All die Jahre im Nirgendwo. Staatenlos. Ohne Papiere. Dann wieder Tscheche oder Litauer. Die Weltkarte meint es nicht gut mit uns. Mit falschen Pässen lassen wir uns nieder, an Orten, die nach Urlaub klingen, und es gelingt uns, darüber zu lachen, dann wieder misslingt es uns. Manch einer erhängt sich. Er wird vermisst. Manch einer wählt einen langsameren Tod. Wir zittern an jeder Grenze, vor jedem Berg und jedem Fluss. Wir marschieren ohne Trommelwirbel. Umringt von Engeln und Dämonen. Wir marschieren weiter, selbst wenn wir angekommen sind. Von Haus zu Haus, von Tür zu Tür. Auf unseren Schreibtischen brennen die Wörter. Die alte Sprache, sie taugt nichts mehr. Wir versuchen uns in einer neuen und verzweifeln daran. Das Kabel des Telefons um den kleinen Finger gewickelt, würden wir von unserm allmählichen Verstummen erzählen, und wir würden so lange davon erzählen, bis auch wir zu Gespenstern geworden wären. Ein leises Knacken in der Leitung. Dann: Ein Rauschen. Die Meere, die wir überquert haben, verschlucken das Ungesagte. *Hallo? Hallo?* Am Schluss herrscht Stille. Weder diesseits noch jenseits ertönt ein Freizeichen.

6.

Er aber schläft (der namenlose Matrose). Zurück im Zimmer decke ich ihn zu. Schon hat es zu dämmern begonnen. Das rote Licht fällt durch den Vorhang. Ich halte es aus. Noch sind wir viele. Noch haben wir Stimmen. Solange halte ich es aus. Ein kleiner Sieg inmitten größerer Verluste. Auch wenn nichts abhängt davon.

Unsere Heimat, die bessere, ist das Heimweh.

---

<sup>1)</sup> *Ernst Toller: Hoppla, wir leben (1927)*